Gottesdienst zum 20. So. n. Trinitatis (18. Oktober 2026) in Göttingen

Einleitung zum 20. Sonntag nach Trinitatis

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen.

„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir fordert: nichts als Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“ (Micha 6,8)

Was heißt das im Alltag? Was bedeutet es für unser Zusammenleben, für unsere Entscheidungen und für die Fragen, auf die wir keine einfachen Antworten finden?

Der heutige 20. Sonntag nach Trinitatis fragt nach dem Sinn der Ordnungen, die unser Leben bestimmen. Wozu sind sie da? Was schützt und bewahrt das Leben? Und wo brauchen wir die Freiheit, neu nach dem Menschen zu fragen?

Jesus sagt: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“

Vor allen Ordnungen steht Gottes Liebe. Sie schenkt uns Raum zum Leben, zum Aufatmen und zur Freude. Und sie trägt uns auch dort, wo unser Leben schwer wird.

In dieser Gewissheit feiern wir diesen Gottesdienst.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Rüstgebet

Liturg: Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn,
Gemeinde: der Himmel und Erde gemacht hat.

Liturg:
Du hast uns in der Taufe zu deinen Kindern gemacht –
Kinder, die du liebst und annimmst.
Du hast uns deinen Geist geschenkt,
damit wir als neue Menschen leben – in deinem Licht.
Doch wir müssen bekennen:
Wir haben oft nicht als deine Kinder gelebt.
Wie oft gehen wir achtlos an Not und Leid vorbei.
Wie oft verschließen wir unsere Ohren, wenn andere uns brauchen.
Wie selten lassen wir uns wirklich berühren vom Elend unserer Mitmenschen.
Wie oft sehen wir nicht den Nächsten, den wir sehen sollten.
Und wie schnell haben wir gute Gründe parat –
Gründe, die uns rechtfertigen und entschuldigen sollen.
Doch in Wahrheit fehlt es uns an Liebe, an Mitgefühl, an Geduld.
Wir handeln lieblos, hartherzig, gleichgültig.
Wo es bei uns gefehlt hat –
an Aufmerksamkeit für dich,
an Vertrauen zu dir,
an Nachsicht und Güte gegenüber anderen,
an Liebe, Aufrichtigkeit und Treue –
da fülle du mit deiner Gnade unsere Mängel auf.
Nimm weg, was zwischen dir und uns steht.
Heile, was zerbrochen ist.
Vergib, wofür wir vor dir und voreinander einstehen müssen.
Lasst uns gemeinsam beten:

Alle: Gott, sei mir Sünder gnädig.

Liturg und Gemeinde: Der allmächtige Gott erbarme sich unser. Er vergebe uns unsere Sünde und führe uns zum ewigen Leben. Amen.

Liturg: Barmherziger Vater,
du sprichst uns Vergebung zu
und schenkst durch deinen Geist neues Leben –
ein Leben, das deinem Willen entspricht.
Öffne unsere Herzen und Sinne,
dass wir dein Wort nicht nur hören,
sondern danach handeln.
Stärke unser Vertrauen auf dich
und sei uns nahe in diesem Gottesdienst.
Lass uns mit der Gewissheit deiner Gegenwart
fröhlich und frei feiern.
Durch Jesus Christus, deinen Sohn, unseren Herrn.
Amen.

Gebet des Tages

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater,

du hast uns das Leben geschenkt und willst, dass es sich in deiner Liebe entfalten kann.

Deine Gebote weisen uns den Weg, deine Ordnungen sollen das Leben schützen und bewahren.

Öffne unsere Herzen für dein Wort. Bewahre uns davor, über unseren Regeln und Ansprüchen die Menschen aus dem Blick zu verlieren.

Schenke uns den Mut, für Gerechtigkeit einzutreten, die Geduld, einander zu tragen, und die Freiheit, in deiner Gegenwart aufzuatmen.

Lass uns erfahren, dass wir nicht von dem leben, was wir leisten, sondern von deiner Güte, die uns trägt.

Durch Jesus Christus, deinen Sohn, unsern Herrn, der mit dir und dem Heiligen Geist lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Amen.

Predigt: Vom Schreien und Singen

Predigtwort: Psalm 104,33

„Ich will dem HERRN singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin.“

Liebe Gemeinde!

Heute möchte ich euch zu einer kleinen Ausstellung einladen.

Wir werden vor Bildern stehen bleiben, sie betrachten und auf uns wirken lassen. Bilder, die auf ganz unterschiedliche Weise von unserem Leben erzählen. Von Freude und Angst, von Verletzungen und Hoffnung. Von dem, was uns trägt, und dem, was uns manchmal den Boden unter den Füßen wegzieht.

Und vielleicht werden wir dabei entdecken, dass diese Bilder auch etwas von uns selbst erzählen. Von unserem Leben. Und von unserem Verhältnis zu Gott.

Unser erstes Bild ist eigentlich gar kein Bild, sondern eine Skulptur.

Ernst Barlach hat sie 1928 geschaffen. Sie heißt „Der singende Mann“.

Da sitzt ein Mann. Ein Bein hat er angewinkelt, die Hände darum geschlungen. Sein Kopf ist leicht zurückgelegt. Die Augen sind geschlossen, der Mund ist geöffnet.

Er singt.

Wir wissen nicht, was er singt. Wir hören keine Melodie. Und doch meint man beinahe, seinen Gesang hören zu können.

Dieser Mann ist ganz bei sich. Und zugleich scheint er weit über sich hinausgehoben. Er wirkt gelöst, frei, beinahe schwerelos.

Für einen Augenblick gehört er ganz seinem Lied.

Vielleicht ist es gerade das, was mich an dieser Skulptur so berührt: Dieser Mann muss nichts leisten. Er muss niemandem etwas beweisen. Er muss nicht einmal schön singen.

Er singt einfach.

Und ich stelle mir vor, wie er die Worte unseres Psalms singt:

„Ich will dem HERRN singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin.“

Ein Lied der Freude. Ein Lied des Dankes. Ein Lied des Lebens.

Vielleicht ist der singende Mann ein Bild dafür, was geschieht, wenn ein Mensch sich ganz dem Leben anvertrauen kann. Wenn er für einen Augenblick nichts muss, nichts beweisen, nichts erreichen.

Wenn er einfach sein darf.

Das erinnert mich an ein Wort Jesu aus dem heutigen Evangelium:

„Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“

Was für ein befreiender Satz!

Gott hat uns nicht geschaffen, damit wir unaufhörlich funktionieren. Damit wir immer neue Anforderungen erfüllen und immer noch etwas leisten.

Er hat uns das Leben geschenkt.

Und zu diesem Leben gehört, dass wir aufatmen dürfen. Dass wir zur Ruhe kommen. Dass wir uns freuen. Dass wir singen.

Vielleicht ist der singende Mann sogar ein schönes Bild für den Sabbat. Für jene Freiheit, in der ein Mensch nichts mehr leisten muss, sondern einfach vor Gott sein darf.

Und vielleicht singt dieser Mann auch deshalb, weil er etwas von der Treue Gottes zu seiner Schöpfung ahnt.

Denn unser Predigtwort stammt aus Psalm 104, einem großen Lobgesang auf die Schöpfung. Auf die Erde, die Pflanzen und Tiere, auf Wasser und Licht, auf das Leben in seiner ganzen Fülle.

Es ist ein Psalm des Staunens darüber, dass Gott diese Welt nicht nur geschaffen hat, sondern sie auch erhält.

Und da klingt eine andere, uralte Zusage Gottes an:

„Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht."

Gott spricht diese Worte nach der Sintflut. Nach einer Katastrophe, die alles Leben infrage gestellt hat.

Er verspricht keine Welt ohne Leid. Keine Welt ohne Angst und Verletzungen.

Aber er sagt seiner Schöpfung seine Treue zu.

Das Leben soll Zukunft haben.

Vielleicht liegt darin ein tiefer Grund für unser Singen. Nicht, weil immer alles gut wäre. Sondern weil wir darauf vertrauen dürfen, dass Gott seine Welt nicht aufgibt.

Und uns auch nicht.

Aber bleiben wir noch einen Augenblick vor unserer Skulptur stehen.

Schauen wir auf das Gesicht des singenden Mannes.

Auf die geschlossenen Augen.

Und vor allem auf den geöffneten Mund.

Denn dieser Mund erinnert mich an ein anderes Bild.

Es stammt von dem norwegischen Maler Edvard Munch und trägt den Titel „Der Schrei".

Wir sehen eine Gestalt auf einer Brücke. Der Himmel über ihr scheint in Flammen zu stehen. Die Landschaft gerät in Bewegung, die Linien scheinen sich zu winden. Im Hintergrund gehen zwei Menschen weiter, als wäre nichts geschehen.

Aber die Gestalt im Vordergrund steht wie erstarrt.

Die Hände an den Ohren.

Die Augen weit geöffnet.

Und der Mund – weit aufgerissen.

Fast genauso wie beim singenden Mann.

Und doch könnte der Unterschied kaum größer sein.

Der eine singt. Der andere scheint zu schreien.

Der eine ist ganz bei sich. Der andere scheint sich selbst zu verlieren.

Der eine erlebt eine Welt, in der er aufgehoben ist. Der andere eine Welt, die ihn zu überwältigen droht.

Munch selbst hat sein Bild noch etwas anders beschrieben. Er erzählte von einem Spaziergang, bei dem er plötzlich einen unendlichen Schrei durch die Natur zu spüren meinte.

Vielleicht schreit die Gestalt also gar nicht selbst.

Vielleicht hört sie den Schrei der Welt.

Und hält sich deshalb die Ohren zu.

Manchmal ist es ja tatsächlich so: Nicht wir selbst schreien. Aber wir hören den Schrei der Welt.

Wir hören von Kriegen, von Gewalt und Zerstörung. Von Krankheit und Einsamkeit. Von Ängsten um die Zukunft.

Und manchmal hören wir diesen Schrei ganz in unserer Nähe. In unserer Familie. In unserer Gemeinde. Oder tief in uns selbst.

Es gibt Tage, an denen wir singen können.

Und es gibt Tage, an denen wir schreien möchten.

Vielleicht gehören beide Bilder deshalb viel enger zusammen, als wir zunächst denken.

Vielleicht zeigen sie nicht zwei verschiedene Menschen.

Vielleicht zeigen sie ein und denselben Menschen.

Uns selbst.

An unterschiedlichen Tagen unseres Lebens.

Denn wer von uns kennt nicht beides?

Die Augenblicke, in denen das Herz überfließt und ein Lied ganz von selbst über unsere Lippen kommt.

Und jene anderen Augenblicke, in denen uns die Worte fehlen.

„Ich hätte schreien können!“, sagen wir manchmal.

Und dann stehen wir vor diesen beiden Bildern und hören noch einmal das Wort unseres Psalms:

„Ich will dem HERRN singen mein Leben lang.“

Mein Leben lang?

Auch dann, wenn mir gar nicht nach Singen zumute ist?

Vielleicht müssen wir an dieser Stelle genauer hinhören.

Denn in der Bibel liegen Schreien und Singen erstaunlich nahe beieinander.

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir.“

So beginnt der 130. Psalm. Martin Luther hat daraus einen Choral gemacht.

Und das ist doch eigentlich erstaunlich.

Er hat dem Schrei eine Melodie gegeben.

Aus einem Schrei wurde ein Lied.

Nicht, weil die Not verschwunden wäre. Nicht, weil plötzlich alles gut geworden wäre.

Sondern weil der Schrei eine Richtung gefunden hat.

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir.“

Zu Gott.

Der Glaube bedeutet nicht, dass wir immer ein fröhliches Lied auf den Lippen haben müssen. Aber vielleicht bedeutet er, dass selbst unser Schrei nicht ins Leere gehen muss.

Und doch müssen wir noch etwas hinzufügen.

Gott hört unseren Schrei nicht erst dann, wenn wir ihn an ihn richten können.

Er hört auch den Schrei, der keine Worte findet. Den Schrei der Verzweiflung, der gar nicht mehr weiß, an wen er sich wenden soll.

Vielleicht ist das sogar der tiefste Trost unseres Glaubens: Dass Gottes Zuwendung nicht erst mit unserem Glauben beginnt.

Er ist schon da, bevor wir nach ihm fragen.

Er hört, bevor wir rufen.

Und er hält uns, bevor wir uns an ihm festhalten können.

In den Psalmen darf vor Gott alles zur Sprache kommen. Freude und Dank, Angst und Wut, Verzweiflung und Zweifel.

Und manchmal wird daraus ein Lied.

Ein Lied, das noch immer nach Klage klingt. Ein Lied, in dem die Tränen ihren Platz behalten.

Damit kommen wir zu unserem nächsten Bild.

Es ist keine Skulptur und kein Gemälde, sondern eine Szene aus einer Fernsehreportage, die ich vor einiger Zeit gesehen habe.

Eine junge Frau, ungefähr dreißig Jahre alt, schwer an Krebs erkrankt. Unheilbar.

Sie wurde zu Hause von einem Palliativteam begleitet. Menschen halfen ihr, möglichst selbstbestimmt und mit möglichst wenig Schmerzen zu leben.

Was mich an dieser Frau beeindruckt hat, war etwas, das sie über das Singen sagte:

„Manchmal kann ich nur krächzen, aber mein Herz geht auf, wenn andere mit mir zusammen singen."

Was für ein wunderbarer Satz!

Manchmal kann ich nur krächzen.

Aber andere singen mit mir.

Vielleicht ist das die schönste Verbindung zwischen dem singenden Mann und dem schreienden Menschen.

Denn manchmal reicht unsere eigene Stimme nicht mehr aus.

Manchmal können wir nicht mehr singen. Manchmal können wir nur noch krächzen. Oder weinen. Oder schweigen.

Und dann ist es gut, wenn andere da sind.

Menschen, die mit uns singen. Die uns ihre Stimme leihen. Die unsere Hoffnung mittragen, wenn wir selbst keine mehr aufbringen können.

Vielleicht ist das sogar eine der schönsten Aufgaben der christlichen Gemeinde.

Dass wir füreinander singen.

Nicht nur miteinander, wenn alle fröhlich sind.

Sondern auch füreinander, wenn einem Menschen die Stimme versagt.

Der Apostel Paulus schreibt: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen."

Vielleicht könnte man ergänzen:

Einer trage des andern Lied.

Und wenn einer nicht mehr singen kann, dann singt für ihn.

Die junge Frau sagte noch etwas, das mich bewegt hat:

„Die Krankheit gehört doch zu mir und zu meiner Geschichte. Und Gott ist bei mir."

Die Krankheit gehört zu meiner Geschichte.

Sie ist nicht gut. Sie ist nicht gewollt. Sie ist nichts, wofür man dankbar sein müsste.

Aber sie gehört nun zu diesem Leben.

Und Gott ist bei mir.

Vielleicht liegt darin etwas von dem, was Heil und Heilung im christlichen Glauben bedeuten können.

Nicht jede Krankheit wird geheilt. Nicht jede Verletzung verschwindet. Nicht jede Lebensgeschichte findet zu einem glücklichen Ende.

Und dennoch kann etwas heil werden.

Vielleicht nicht der Körper. Vielleicht nicht die äußeren Lebensumstände.

Aber etwas in unserer Beziehung zu uns selbst, zu unserer Geschichte und zu Gott.

Vielleicht kann ein Mensch irgendwann sagen: Das ist mein Leben. Mit allem, was gelungen ist. Und mit allem, was zerbrochen ist.

Ich muss es nicht schönreden. Ich muss es nicht einmal verstehen.

Aber ich darf darauf vertrauen, dass Gott mich darin nicht allein lässt.

Das ist keine Leistung, die man von einem kranken oder leidenden Menschen erwarten dürfte. Manchmal bleibt nur die Klage. Manchmal sogar die Sprachlosigkeit.

Auch das hat vor Gott seinen Platz.

Denn unser Glaube lebt nicht davon, dass wir immer die richtigen Worte finden.

Er lebt davon, dass Gott uns findet.

Ernst Barlach hat einmal gesagt:

„Ich habe keinen Gott, aber Gott hat mich."

Tiefer und tröstlicher lässt sich unser Glaube kaum beschreiben.

Ich habe keinen Gott.

Ich kann ihn nicht besitzen. Ich kann ihn nicht festhalten. Ich kann nicht über ihn verfügen.

Aber Gott hat mich.

Er hält mich fest.

Auch dann, wenn ich ihn nicht mehr festhalten kann.

Manchmal ist es, als stünden wir vor einer hohen Mauer. Aus Sorgen, Ängsten und Erfahrungen, die wir nicht rückgängig machen können.

Wir sehen keinen Weg hindurch.

Aber dann entdecken wir einen Riss.

Nur einen schmalen Riss. Die Mauer steht noch immer. Und doch scheint etwas von der anderen Seite hindurch.

Ein wenig Licht. Ein Hauch von Weite.

Vielleicht eine Ahnung davon, dass unsere Wirklichkeit nicht alles ist.

Ich nenne solche Erfahrungen gerne „Risse von drüben“.

Sie begegnen uns in einem tröstenden Wort, in einem Menschen, der bei uns bleibt, oder in einer Melodie, die plötzlich wieder in uns lebendig wird.

Manchmal ist schon ein Lied ein solcher Riss.

Denken wir an Paulus und Silas im Gefängnis von Philippi.

Mitten in der Nacht sitzen sie dort. Ihre Füße sind in den Block geschlossen. Ihre Zukunft ist ungewiss.

Und sie singen.

Dann erzählt die Apostelgeschichte von einem Erdbeben, das die Türen des Gefängnisses öffnet.

Natürlich dürfen wir daraus nicht das Versprechen machen, dass durch unseren Gesang alle Mauern einstürzen.

Aber vielleicht erzählt diese Geschichte davon, dass die Mauern unseres Lebens nicht das letzte Wort haben.

Dass Gott Wege öffnen kann, wo wir keine mehr sehen.

Und dass manchmal schon ein Lied ein erster Riss in der Mauer ist.

Liebe Gemeinde!

Noch einmal möchte ich mit euch zu unseren beiden ersten Bildern zurückkehren.

Zum singenden Mann von Ernst Barlach.

Und zum Schrei von Edvard Munch.

Zwei Menschen. Zwei geöffnete Münder.

Zwei Gesichter unseres Lebens.

Und doch gehören beide zu uns.

Vielleicht ist es gerade das, was die Freiheit ausmacht, von der Jesus im heutigen Evangelium spricht.

Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht.

Nicht der Mensch um des Sabbats willen.

Gottes Gebote dienen dem Leben. Sie sollen es schützen und ihm Raum geben. Und das geschieht auch dort, wo Menschen einander tragen, statt einander mit Erwartungen zu überfordern.

Wir müssen vor Gott nicht immer der singende Mann sein.

Wir dürfen auch der schreiende Mensch sein.

Wir müssen unsere Freude nicht rechtfertigen und unsere Verzweiflung nicht verbergen.

Wir dürfen vor Gott kommen, wie wir sind.

Mit unserem Lied. Mit unserem Schrei. Und auch mit unserem Schweigen.

Denn Gott bleibt nicht auf der anderen Seite unserer Mauern.

Er kommt uns entgegen.

In Jesus Christus ist er selbst in unser menschliches Leben hineingetreten. In unsere Freude und in unser Leiden. In unsere Hoffnung und in unsere Angst.

Er hat am Kreuz selbst geschrien:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Auch Jesus hat Worte aus einem Psalm auf den Lippen.

Worte der Klage.

Und gerade darin wird deutlich, wie weit Gott uns entgegenkommt.

Bis hinein in die tiefste Verlassenheit.

Bis hinein in den Schrei.

Aber dieser Schrei ist nicht das Ende.

Gott hat Jesus von den Toten auferweckt.

Und damit eine Tür geöffnet, die wir selbst niemals hätten öffnen können.

Eine Tür zum Leben.

Eine Tür, die auch der Tod nicht mehr verschließen kann.

Und gleich werden wir wieder an seinen Tisch treten.

Wir werden den Mund öffnen.

Wie der singende Mann.

Wie der schreiende Mensch.

Aber diesmal nicht, um selbst einen Ton hervorzubringen.

Sondern um zu empfangen.

Christus schenkt sich uns in seinem Leib und Blut.

Der Gott, den wir nicht festhalten können, gibt sich selbst in unsere Hände.

Der Gott, über den wir nicht verfügen können, kommt uns so nahe, dass wir ihn essen und trinken dürfen.

Und vielleicht ist das der schönste Riss von drüben:

Dass der Himmel nicht verschlossen bleibt.

Dass Gott sich uns zuwendet.

Dass er uns in Christus zusagt:

Du gehörst zu mir.

Nicht erst, wenn dein Leben gelingt.

Nicht erst, wenn du alle Sorgen überwunden hast.

Nicht erst, wenn du wieder singen kannst.

Sondern jetzt.

Mit allem, was dich ausmacht.

Mit deiner Freude und deiner Trauer.

Mit deinem Lied und deinem Schrei.

Du gehörst zu mir.

„Ich habe keinen Gott, aber Gott hat mich."

Vielleicht verstehen wir jetzt auch das Wort unseres Psalms noch einmal neu:

„Ich will dem HERRN singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin."

Nicht als Forderung, immer fröhlich zu sein.

Sondern als Ausdruck einer Hoffnung, die uns trägt.

Manchmal werden wir singen können.

Manchmal werden wir schreien müssen.

Und manchmal werden wir darauf angewiesen sein, dass andere für uns singen.

Aber selbst dann, wenn uns kein Lied mehr über die Lippen kommt, ist Gottes Lied über unserem Leben noch nicht verstummt.

Denn wir können Gott nicht festhalten.

Aber Gott hält uns.

Den singenden Mann. Den schreienden Menschen. Und uns. Amen.

Fürbittgebet zum 20. Sonntag nach Trinitatis

Barmherziger Gott und Vater,

du hast uns das Leben geschenkt und willst, dass wir in deiner Liebe leben.

Du hörst unseren Dank und unseren Lobgesang, aber auch unsere Klage, unsere Angst und unseren Schrei. Du hörst selbst das, wofür wir keine Worte mehr finden.

Vor dich bringen wir, was uns bewegt, was uns Sorge macht und was uns sprachlos werden lässt. Wir vertrauen darauf, dass kein Gebet bei dir verloren geht.

Wir bitten dich: Erbarme dich.

Wir bitten dich für unsere Welt, in der so viele Stimmen nach Wahrheit und Gerechtigkeit rufen.

Bewahre uns vor der Lüge, vor dem Missbrauch der Macht und vor den Worten, die Hass und Feindschaft säen. Schütze uns vor denen, die Menschen gegeneinander aufbringen, Ängste schüren und die Würde anderer missachten.

Schenke denen Weisheit und Besonnenheit, die politische und gesellschaftliche Verantwortung tragen. Gib ihnen den Mut, der Wahrheit zu dienen, auch wenn sie unbequem ist, und Entscheidungen zu treffen, die dem Leben und dem Frieden dienen.

Bewahre auch uns davor, vorschnell zu urteilen, nur das Eigene zu sehen oder uns der Not anderer zu verschließen.

Wir bitten dich: Erbarme dich.

Wir bitten dich für deine Schöpfung und für alle Menschen, deren Leben von Krieg, Gewalt und Not gezeichnet ist.

Höre den Schrei der Verfolgten, der Hungernden und der Menschen auf der Flucht. Höre die Stimmen der Kinder, die in Angst aufwachsen, und der Menschen, die um ihre Angehörigen trauern.

Sei Schutz für die Schwachen, Brot für die Hungernden, Zuflucht für die Bedrängten und Frieden für die vom Krieg Gezeichneten.

Stärke alle, die sich für Verständigung und Versöhnung einsetzen. Lass Feindschaft nicht das letzte Wort behalten und öffne Wege zueinander, wo Menschen nur noch Mauern zwischen sich sehen.

Bewahre deine Schöpfung vor Zerstörung und Ausbeutung. Lehre uns, verantwortlich mit dem umzugehen, was du uns anvertraut hast, und auch an die zu denken, die nach uns leben werden.

Wir bitten dich: Erbarme dich.

Wir bitten dich für alle Menschen, denen das Leben schwer geworden ist.

Für die Kranken und die Sterbenden, für die Trauernden und Einsamen, für Menschen, die unter Schmerzen leiden oder Angst vor dem haben, was vor ihnen liegt.

Lindere, was wir nicht lindern können. Tröste, wo unsere Worte nicht ausreichen. Schenke Hoffnung, wo wir keine Zukunft mehr erkennen.

Sei denen nahe, die mit ihrer Lebensgeschichte ringen, die Verletzungen mit sich tragen oder an dem leiden, was unwiederbringlich verloren ist.

Lass sie erfahren, dass sie auch mit ihren Wunden und ihrer Angst bei dir geborgen sind.

Segne alle, die andere pflegen, begleiten und ihnen nahe sind. Gib ihnen Geduld, Kraft und liebevolle Aufmerksamkeit. Bewahre sie davor, über der Sorge für andere sich selbst zu verlieren.

Und wo Menschen selbst keine Kraft mehr zum Hoffen haben, lass sie andere finden, die ihre Hoffnung mittragen. Wo ihnen die Stimme versagt, schenke ihnen Menschen, die mit ihnen und für sie singen.

Wir bitten dich: Erbarme dich.

Wir bitten dich für unsere Familien, unsere Freundschaften und für alle Menschen, mit denen wir verbunden sind.

Schenke Geduld, wo das Zusammenleben schwierig geworden ist. Hilf uns, einander zuzuhören, auch wenn wir unterschiedlicher Meinung sind. Gib uns die Bereitschaft, Fehler einzugestehen, um Vergebung zu bitten und selbst zu vergeben.

Sei bei denen, die sich voneinander entfremdet haben, bei denen, die um ihre Beziehungen kämpfen, und bei denen, die Abschied nehmen müssen.

Lass uns aufmerksam bleiben für die Menschen an unserer Seite, für ihre Freude und ihre Sorgen, für das, was sie aussprechen, und für das, worüber sie schweigen.

Wir bitten dich: Erbarme dich.

Wir bitten dich für deine Kirche und für unsere Gemeinden.

Schenke uns Einheit und Versöhnung in der Wahrheit deines Wortes. Bewahre uns davor, über unseren Ordnungen, unseren Sorgen und Auseinandersetzungen die Menschen aus dem Blick zu verlieren, denen wir dein Evangelium bezeugen sollen.

Gib uns die Freiheit, aufeinander zuzugehen, auch wo unterschiedliche Überzeugungen und Erwartungen uns voneinander trennen. Schenke uns den Mut, notwendige Entscheidungen zu treffen, und die Demut, dabei nicht nur auf unsere eigene Einsicht zu vertrauen.

Lass uns miteinander singen, aber auch die Klage der anderen hören. Lass unsere Gemeinden Orte sein, an denen Menschen aufatmen können, an denen Freude geteilt und Trauer getragen wird, an denen niemand stark sein muss, um dazuzugehören.

Schenke uns offene Ohren für die Menschen, deren Stimme überhört wird, und offene Herzen für die, die unsere Nähe brauchen.

Sende uns deinen Heiligen Geist, damit wir Werkzeuge deines Friedens werden und in Wort und Tat von deiner Liebe Zeugnis geben.

Wir bitten dich: Erbarme dich.

Allmächtiger, barmherziger Gott,

du hast Jesus Christus von den Toten auferweckt. Du hast seinen Schrei am Kreuz gehört und den Tod nicht das letzte Wort behalten lassen.

Durch ihn gibst du den Müden neue Kraft. Durch ihn dürfen wir aufatmen. In ihm haben wir das Leben.

Wir danken dir, dass du uns hältst, auch wenn wir dich nicht festhalten können. Dass deine Treue bleibt, wo unser Vertrauen schwach wird, und deine Liebe uns trägt, wo unsere eigenen Kräfte enden.

Nimm unser Singen und unser Schweigen, unsere Freude und unsere Klage an.

Und lass uns in allem, was kommt, darauf vertrauen, dass wir zu dir gehören, im Leben und im Sterben.

Dir sei Lob und Ehre durch Jesus Christus, unseren Herrn, im Heiligen Geist, heute und alle Tage und in Ewigkeit.

Amen.